

# Was ihnen das Leben schenkte, und was es nahm

Autor(en): **Reinhard, Marguerite**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **64 (1955)**

Heft 5

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-547954>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweitzer in die Wildnis ging und sich ohne viel Aufhebens dem Werke der Nächstenliebe ganz hingab. Aber was die Tat Albert Schweitzers zum weit-leuchtenden Symbol stempelt, das ist das geistige Opfer. Er hat eine glänzende Laufbahn, Ruhm, alle weltlichen Verlockungen der Idee der Barmherzigkeit geopfert. Kein noch so schweres Hindernis hat ihn von seinem Ziel abgebracht. Einer seiner Grundsätze heisst: «*Wer viel Schönes im Leben erhalten hat, muss entsprechend viel dafür hingeben. Wer von eigenem Leid verschont ist, hat sich be-*

*rufen zu fühlen zu helfen, das Leid der andern zu mildern. Alle müssen wir an der Last von Weh, die auf der Welt liegt, mittragen.*»

Dass die humanitäre Tat Albert Schweitzers auch in unserer materialistischen Epoche auf der ganzen Welt so grosse Anerkennung und Bewunderung gefunden hat, zeigt, wie tief das ethische Bewusstsein, der Sinn für das wahrhaft Edle und Grosse trotz allem Schein und letzten Endes doch in der Menschheit verwurzelt ist. Das sei uns Trost und Ansporn.

## WAS IHNEN DAS LEBEN SCHENKTE, UND WAS ES NAHM

*Von Marguerite Reinhard*

Zweimal im Jahr, im Frühling und im Herbst, **Z**sitzen an die zwanzig junge Lindenhofschwestern im festlichen Saal, um — im feierlichen Rahmen von Ansprachen, Musik und Gesang — klopfenden Herzens, etwas benommen und doch stolz und beglückt jene Rolle entgegenzunehmen, die das Krankenpflegerinnen-Diplom enthält. Während dreier Jahre ist den jungen Schwestern, belehrt, bemuttert und betreut von Frau Oberin Martz, den Lehr- und Oberschwestern, beraten und gefördert von den Aerzten, eine sorgfältige Ausbildung zuteil geworden. Die Lehrzeit ist abgeschlossen. Die jungen Schwestern stehen, zwischen Gestern und Morgen, auf der Schwelle, die ins voll verantwortliche Berufsleben führt. Wie wird das Morgen sein?

Wir sind jenem Morgen der Diplomandinnen zweier Lindenhofkurse, der Kurse 84 und 96, ein wenig nachgegangen. Nicht alle Schwestern haben wir erreichen können, doch wusste diese oder jene über eine frühere Kameradin Bescheid, so dass sich das Bild trotzdem runden konnte. Sie alle sind, jene vom Kurs 84 vor elf, jene vom Kurs 96 vor fünf Jahren, an dieser Schwelle zum Morgen gestanden. Rührend jung waren sie damals noch. Auch Schwester Lotti Sch.:

«Als ich an einem strahlenden Maientag mit meiner gelähmten Patientin ins Berner Oberland fuhr, glaubte ich, die ganze Welt stehe mir offen. Hatte ich doch einige Tage vorher das Kreuzlein in Empfang genommen als sichtbares Zeichen für die bestandene Lehrzeit. Die blühende Natur, das glückliche Gesicht meiner heimkehrenden Patientin, der strahlend blaue Frühlingstag — alles passte zu meinem inneren Glücksgefühl: das Ziel erreicht zu haben. Das Ziel aber war das Tor zu weiterem Arbeiten, Erleben, Ringen und sich Mühen.»

Schwester Evi Sch. fühlte sich nach der Diplomierung frei wie eine Lerche: «Fertig mit dem vielen Lernen!» Doch schon in den ersten Tagen «in Amt und Würden» musste sie entdecken, dass das Lernen weiterging.

Im Erlebnis der jungen Schwester Elisabeth Sch. wird manch eine Schwester eigenes Erleben wiederfinden:

«Mit Freuden liessen wir uns für die Diplomierung schmücken mit dem roten Kränzchen um die Haube und dem roten Kreuz am Kettchen um den Hals, den äusseren Wahrzeichen einer diplomierten Lindenhofschwester. Nun waren wir «fertige» Krankenpflegerinnen. Kindlich war mein Stolz.

Arbeit musste ich nicht lange suchen, denn Schwestern waren schon vor fünf Jahren sehr gesucht. Meine erste Stelle, kurz nach der Diplomierung, führte mich in ein Sanatorium der Bündner Alpen. Ihr hättet mich sehen sollen, die stolze Diplomandin! Die Oberschwester empfing mich mit grosser Herzlichkeit und wies mir auch gleich meine neue Arbeit zu. Du liebe Zeit! Vor mir lag eine lange Abteilung mit zwölf Türen, und wenn ich an all die Patienten dachte, die hinter diesen Türen lebten und atmeten und mich vielleicht kritisch betrachten würden, so bebte der Boden unter meinen Füssen. Wo blieben Stolz und Selbstbewusstsein?»

Vor einer solchen Abteilung mit noch geschlossenen Patiententüren stand mit ähnlichen Gefühlen fast jede junge Schwester aus den beiden Kursen am ersten Tag ihrer ersten Stelle. Die meisten hatten ihre berufliche Tätigkeit in der Insel Bern, im Engadiner Kreisspital in Samaden, im Krankenhaus Horgen, Bürgerspital Basel, Krankenhaus Liestal, Bezirksspital Erlenbach, Kantonsspital Münstertingen und einige auch im Lindenhof begonnen,

den sie kurz zuvor mit den Kameradinnen wie Meisen im Garten mit froher Lebendigkeit erfüllt hatten.

Deutlich geht bei beiden Kursen hervor, dass die ersten Berufsjahre den Charakter einer eigentlichen Sturm- und Drangperiode tragen. Lernen! Erleben! Möglichst viel sehen, aufnehmen und erfassen! Im Grundstrom lebendigsten Lebens schwimmen! Hören wir Schwester Marianne B.: «Ich wollte Operationsschwester werden und erhielt eine Lehrstelle im Operationssaal des Bürgerspitals Basel. Das Lehrjahr verging im Flug; ich hatte sehr viel lernen können und war begeistert von meiner Tätigkeit. Ich wünschte sehnlichst, dass recht viele Notfälle zur Operation eingeliefert würden, damit ich lernen, lernen und wieder lernen konnte.» Legen wir diesen Wunsch nicht auf die Goldwaage! Erkennen wir vielmehr, dass er einem übervollen Herzen entsprang.

In den ersten Berufsjahren wird die Stelle oft gewechselt; ein Jahr im gleichen Spital wird schon als lang empfunden. Schwester Ruth B. gibt der allgemeinen Auffassung Ausdruck, wenn sie rückblickend bemerkt: «Mir gefiel es überall. Trotzdem zog es mich unwiderstehlich weiter. Ich wollte noch viel Neues sehen und lernen an den verschiedensten Orten und auch noch ins Ausland fahren. Viel lernen in möglichst kurzer Zeit!»

Schwester Josephine B. sagt dasselbe kurz und bündig: «Bleiben wollte ich dort nicht, weil ich noch kein Sitzleder hatte.»

Manch eine junge Schwester fühlte sich zu Beginn ihrer Laufbahn noch unsicher und bemerkte da und dort betrübt, dass ihr noch die Autorität einer älteren Schwester fehlte. Es hatte sich gefügt, dass Schwester Evi Sch. zum Beispiel unmittelbar nach der Diplomierung als Ablösung im Spital Münsterlingen die Verantwortung über ein Gartenhaus mit zehn Männern und zehn Frauen überbunden wurde. Wohl handelte es sich zur Hauptsache nicht um Bettlägerige; die Patienten waren im Pavillon zur Untersuchung, Beobachtung, Nachbehandlung, einige zur Bestrahlung untergebracht. Da sie aber über sehr viel freie Zeit verfügten, suchten sie die umliegenden Wirtschaften auf, und Schwester Evi musste sie suchen und mühsam zur Heimkehr bewegen. «Ich war einfach zu weich», stellt sie heute fest. «Ich hatte zu wenig Autorität. Täglich übte ich mich im Härterwerden.»

Dass ihnen während dieser ersten flügenden Zeit überall verständnisvolle Oberschwestern mütterlich zur Seite standen, erfüllt auch heute noch manch eine Schwester mit Wärme:

«Dankbar gedenke ich der Oberschwester, die wir zu jeder Stunde rufen durften, wenn wir Rat oder Hilfe nötig hatten», sagt Schwester Ruth B. «Sie war uns Vorbild.» Eine andere: «Wie geduldig und freundlich beratend führte mich Schwester Ursula in den Operationsdienst ein!» Und Schwester Josephine B. über das Bürgerspital Basel: «Was ich dort unter einer tüchtigen Oberschwester lernte

und an Selbstvertrauen gewann, werde ich nie vergessen.»

Viele der Schwestern haben den Stätten ihrer ersten selbständigen Berufsarbeit eine ganz besondere Anhänglichkeit bewahrt; denn dort war es, wo sie zu grösserer Einsicht gelangten und manch ein Unternehmen zu meistern lernten. Mit Wärme schildert Schwester Mina W. das Imhöfli, ein altes, von vielen Schwestern verpöntes Haus in der Insel Bern: «Ich selbst hatte es lieb, und es war mir gar nicht recht, als ich anlässlich meines letzten Besuches in Bern entdecken musste, dass die Patienten anderswo untergebracht worden waren. Was kam im Imhöfli nicht alles daher während einer Notfallwoche!» Schwester Mina lacht vor sich hin: «Ja das Käthi. Es war sechs Jahre alt und an Starrkrampf erkrankt. Das arme Kind hat uns viel Mühe und Sorgen bereitet. Beim geringsten Laut versteifte es sich. Eines Tages berieten wir beiden Schwestern an Käthis Bett — wir glaubten, dass es schlafe — ob wir ihm eine Einspritzung geben sollten. Da zischte es plötzlich über Käthis zusammengepresste Lippen: ‚Gäbsch mer gschyder öppis z’suufe!‘»

Nicht alle jungen Schwestern wanderten in den ersten Jahren von Spital zu Spital, von Abteilung zu Abteilung, von Fachgebiet zu Fachgebiet. Einige wenige hatten den Weg schon gewählt, bevor sie die Pflegerinnenschule verlassen hatten. So hatte sich Schwester Ruth N. von Anfang an besonders zu den Kindern hingezogen gefühlt. Wir fanden sie im Bubensaal des Bernischen Jennerspitals, wo sie schon seit sieben Jahren unzählige Knaben gepflegt, betreut und ins Herz geschlossen hat. Ihr Saal gleicht der Kinderstube einer grossen Familie mit zwölf Buben, der kleinste anderthalb, der grösste dreizehn Jahre alt. Man sieht es wohl: Schwester Ruth ist hier Mutter. Nur wenige Kinder liegen im Bett, die andern spielen am Tisch oder auf dem Boden. Während wir zusammen plaudern, zieht sie dem Sämi den herabgerutschten Strumpf hinauf, bettet den kleinen Micheli, von Kinderlähmung gänzlich verkrümmt, etwas besser, putzt einem kleinen Debilen die Nase, weist ein rechthaberisches Bürschchen in einer der Spielecken zurecht, hilft dem Thedi beim Anziehen, nachdem die Sekretärin den Kopf zur Tür hingestreckt und gerufen hat: «Der Theodor sollte ins Röntgen. In fünf Minuten nehme ich ihn mit!» Ein grosser Junge zieht einen kleinen in einer Kartonschachtel über den Boden, beide lachen, während ein dritter vollkommen apathisch und blass wie der Tod im Bette liegt und weder hört noch sieht, was um ihn her vorgeht. «Hansi und Sämi, habt ihr die Aufgaben gemacht?» fragt Schwester Ruth. «Nun, worauf wartet ihr noch?» Der Christeli zeigt mir stolz wie ein Prinz seinen Verband. «Was hesch, Christeli?» «I ha-n-e Isprützig übercho», sagt er wichtig. Der Arzt kommt, und Schwester Ruth geht mit ihm von Kind zu Kind. Von der UNESCO vermittelt, durfte Schwester Ruth im Centre international de l'En-

fance in Paris einen Kurs für die Nachbehandlung von Kindern mit Kinderlähmung besuchen. Sie war es auch, die im letzten Herbst anlässlich der Kinderlähmungsepidemie das Baden der jungen Gelähmten übernommen hatte.

Schwester Madeleine R.s Wunsch war, Gemeindegemeinschaftswester zu werden. Schon früh begann sie sich auf diese schöne, doch anspruchsvolle Aufgabe vorzubereiten. Sie besuchte einen Kurs des Zürcher Mütter- und Säuglingsheims Inselhof, dem ein Praktikum von vier Monaten im Hinblick auf die Gemeindepflege folgte. «Man zerbrach sich dort den Kopf, um auszudenken, was man mich noch alles lehren, mir zeigen, mir beibringen könnte, um mich auf eine gute Gemeindepflege vorzubereiten», anerkennt Schwester Madeleine. Sie lernte auch die Behandlung der Diabetiker und besuchte, von der Gemeinde grosszügig unterstützt, einen Kurs für Gemeindegemeinschaftswestern an unserer Fortbildungsschule für Krankenschwestern in Zürich. In der letzten Gemeinde, wo sie fast sechs Jahre gewirkt hat, war sie nicht nur Gemeindegemeinschaftswester, sondern auch Fürsorgerin. Als wir sie aufsuchten, hatte sie soeben in einer neuen und ausgedehnteren Gemeinde die Antrittsbesuche bei den Aerzten beendet und stand vor einem neuen Beginn. Bei Herausgabe dieser Nummer wird sie sich schon etwas eingelebt haben.

Allmählich waren die jungen Schwestern in ihrem Beruf erstarkt und der Besonnenheit und kluger Unterscheidung fähig geworden. Sie lernten, sich wissend anzupassen, Vergleiche zu ziehen zwischen der Sonderheit eines jeden Spitals, einer jeden Behandlungsmethode, der Lebensart der verschiedenen Abteilungen. Fragen tauchten auf. Warum ist es so? Weshalb kann das nicht geändert werden? Wäre es nicht besser, wenn . . . ?»

«Recht viel lernen in möglichst kurzer Zeit», erzählte Schwester Ruth B., «konnte ich sicher nirgends besser als in einer Universitätsklinik. Also wählte ich die medizinische Abteilung des Bürgerospitals Basel zu meinem weiteren Ausbildungsplatz, da eben das neue, grosse, moderne Gebäude bezogen wurde. Da kam ich nun zum ersten Male mit der «Medizin» in Berührung, und sie sagte mir auch bald zu. Aber welche Reihe von Untersuchungen aller Art wurde da bei jedem einzelnen Patienten vorgenommen! Und diese endlosen Schreibereien für die Schwestern! War es nicht so, dass man kaum Zeit zur eigentlichen Pflege der Kranken fand? Waren die langen Gänge schuld, dass man abends oft so todmüde war?»

Schwester Mina W. stand ebenfalls zweieinhalb Jahre in der Gemeindepflege und war davon bitter enttäuscht. «Leider musste ich dort einsehen», erklärte sie, «dass, wenn ich so weiter arbeiten müsste, ich in einigen Jahren völlig verbraucht wäre. Gemeindepflege kann etwas sehr Schönes sein, wenn sie besser organisiert ist als das in meiner Gemeinde der Fall war. Jedermann konnte mich zu jeder Tag- und Nachtzeit beanspruchen für einen pauschalen Jahresbeitrag von sieben Franken. Das

öffnete Tür und Tor zu unheimlicher Ausnützung. Ich fürchte, ich war zu feig, um einfach da nein zu sagen, wo ich meinen Besuch als überflüssig hielt. Als mich dann eine Patientin fragte, ob ich Lust hätte, mit ihr und ihrer Familie für einige Jahre nach Brasilien zu fahren, habe ich mit Freuden ja gesagt. Jetzt werde ich einige Jahre in der Welt herum bummeln. Der Mann dieser Patientin besitzt dort ein grosses Landgut mit vielen Angestellten und Landarbeitern, so dass ich neben der Betreuung der Familie viel werde verbinden und pflegen müssen.»

Ja, das Ausland übt einen ganz besonderen Zauber auf unsere jungen Schwestern aus. Um in einem ausländischen Spital arbeiten zu können, muss die betreffende Sprache beherrscht werden. Schwester Annette B. fand die Arbeitsweise in einem englischen Spital — sie arbeitete in einem orthopädischen Kinderspital — ganz anders als in der Schweiz. Sie schildert uns diesen Aufenthalt:

«Mir fiel es anfangs schwer, mich an die freie Zeit zu halten, und oft, wenn ich um 17 Uhr die Freistunde hätte antreten sollen, beendete ich erst noch meine angefangene Arbeit, was aber gar nicht gerne gesehen wurde. Man musste den Waschlappen aus der Hand geben und die nächste Schwester das Kind fertig waschen lassen. Es war unumgänglich, sich gänzlich von der Schweizer Methode zu lösen, andernfalls hatte man es schwer. Im übrigen war ich dort glücklich und habe viel gelernt.»

Aber nicht nur in andere europäische Länder, sondern weit über die Meere hat das Schicksal noch einige weitere unserer jungen Schwestern als nur Schwester Mina geführt. Seit drei Jahren wohnt Schwester Marie B. im Hause des grossen Violinvirtuosen Yehudi Menuhin in Alma, Kalifornien, nachdem sie vorher schon ein Jahr in seinem Hause zugebracht hatte. Wie kommt Schwester Marie zu Yehudi Menuhin? Das ist eine ganz eigenartige Geschichte, die mir Schwester Marias Mutter in der guten Stube eines behäbigen Berner Bauernhauses erzählt hat. Wir können sie leider nur gekürzt wiedergeben. Zuerst hatte Schwester Marie die Säuglingspflege gelernt und fünf Jahre im Haushalt einer italienischen Marchesa zur Betreuung der Kinder verbracht. Ihre Kriegererlebnisse, das Versteckthalten der Marchesa, die als gebürtige Engländerin plötzlich als Feindin Italiens betrachtet wurde, die Aufnahme von über zwanzig Kriegswaisenkindern im gräflichen Landhaus, Flucht der ganzen Familie samt den Waisenkindern, all diese oft tragischen und aufregenden Erlebnisse würden allein eine Nummer füllen.

Nach dem Kriege kehrte sie heim und konnte endlich den schon längst gehegten Wunsch, in den Lindenhof einzutreten und Krankenschwester zu werden, erfüllen. Ein Lehrjahr wurde ihr geschenkt, so dass sie schon nach zwei Jahren vor dem Examen stand. Unterdessen hatte der Marchese ein Buch geschrieben, in dem Schwester Marie manch ein lobendes Wort zuteil wurde; dieses Buch fiel in

die Hände des Künstlers Yehudi Menuhin, dessen junge Frau unmittelbar vor der Entbindung des ersten Kindes stand. Das wäre eine Schwester für Mutter und Kind! Vom Marchese erhielt der Künstler bald Schwester Marias Adresse. Das Ehepaar Menuhin hielt sich damals vorübergehend in London auf und drängte auf sofortige Anstellung. Einige Tage vor dem Examen! Frau Oberin Martz erreichte, dass Schwester Marias Examen um ein Jahr verschoben wurde, so dass sie sich für ein Jahr verpflichten und sofort abreisen konnte. Pünktlich nach einem Jahr meldete sie sich wieder im Lindenhof, bestand das Examen zusammen mit ihren Kursgenossinnen und begann mit der Krankenpflege, zuerst im Jennerspital und anschliessend im Lindenhof. Ein telephonischer Anruf warf wiederum Schwester Marias Pläne über den Haufen. Yehudi Menuhin war in Bern aufgetaucht, um sich das Versprechen Schwester Marias zu holen, ein zweites Mal die Pflege seiner Frau und des erwarteten zweiten Kindes zu übernehmen. Wiederum geschah die Abreise recht überstürzt. Aus einem Jahr, für das sich Schwester Marie verpflichtet hatte, sind inzwischen drei Jahre geworden. Sie lebt auch heute noch im Hause des grossen Künstlers und wird es wohl nicht so rasch verlassen können, da Frau Menuhin ihr drittes Kind erwartet.

Schwester Bertha G. wirkt in Guatemala-City in einer Schweizer Familie. Ihre Briefe erzählen von Blütenpracht, bunten Papageien, von den Indianern, «die mir unheimlich erscheinen und wie Räuber aussehen». Sehr ausführlich schildert sie die Revolution im Juni 1954: «Zehn Tage waren wir zu Hause wie Gefangene, wir durften uns nicht auf die Strasse wagen.» Es wurde geschossen, Bomben fielen, in die Konsulate flüchteten die von den Aufständischen Verfolgten. «Präsident Arbenz hält sich im amerikanischen Konsulat versteckt; auch die beiden Konsulate von Argentinien und Chile, die wir von unsern Fenstern sehen können, sind von Schutzsuchenden überfüllt.» Und dann — übliches Ende der südamerikanischen Revolutiönchen: «Am 3. Juli zog der neue Präsident in Guatemala-City ein. Es war ein grosses Fest. Jedes Haus war beflaggt, alles war auf die Strassen geeilt, Böllerschüsse wurden überall losgelassen, und jedermann war glücklich.»

Sechzehn Schwestern haben geheiratet und sind damit «unter eine zweite Haube geraten», wie Schwester Elisabeth Sch. schalkhaft feststellt. Zehn vom Kurs 84 und sechs vom Kurs 96. «Wir bilden unsere Schwestern für die Ehe aus», stellt der Präsident der Pflegerinnenschule Lindenhof fest. Ist es indessen nicht in jedem Beruf so? Heute lernt fast jedes junge Mädchen einen Beruf, und viele scheiden schon nach wenigen Jahren wegen Verheiratung aus dem Berufsleben aus. Schwester Lotti Sch.s Mann teilt mit den folgenden Worten die allgemeine Meinung unserer «Schwestern-Männer»: «Wenn ich eine Lindenhofschwester zur Gattin gewählt habe,

so deswegen, weil ich sah, wie sie mit Leib und Seele ihre oft schwere Aufgabe erfüllte. Wer solcher oft nicht leichten Arbeit mit ganzem Herzen nachgeht, der wird auch den schweren Aufgaben nicht ausweichen, die an jeden Menschen im Leben, insbesondere aber an jede Ehefrau und Mutter herantreten. Bei der Bewältigung solcher Aufgaben werden die wahren Werte im Leben erworben.»

Und seine Frau stellt fest: »Wie oft konnte ich all die praktischen und theoretischen Kenntnisse brauchen bei Krankheiten der Kinder und der anderen Familienmitglieder. Ich fühlte mich sicher, und vor allem hatte ich keine Angst, wie ich das oft bei andern jungen Frauen beobachte. Die Pflege zu Hause gestaltet sich durch Wissen und Können ruhig und harmonisch und bildet so einen wichtigen Heilfaktor. Wiederholt konnte ich im Dorf als Schwester mit Rat oder Aufmunterung helfen. Viel Unkenntnis und Unerfahrenheit herrschen auf dem Lande. Ich hoffe sehr, dass sich auch einmal bei uns im Dorf der neue Einführungskurs für häusliche Krankenpflege verwirklichen lässt. — Sehe ich eine «Lindenhöflerin» — wenn auch unbekannt — so macht mein Herz einen Freudengump: «Ou eini!» Dies beweist wohl am besten die Liebe, Dankbarkeit und Achtung, die ich meiner Schule und unseren Lehrmeisterinnen gegenüber noch nach vielen Jahren empfinde. Wir durften als junge Menschen dort viel mehr lernen als nur Kranke pflegen: das Rüstzeug fürs Leben — einander ohne zu rechnen zu helfen und treu zu bleiben bis ins Allerkleinste.»

Schwester Elisabeth F., die Frau unseres Zentralsekretärs Dr. Hans Haug, hat einen für Schwestern recht ungewöhnlich raschen beruflichen Aufstieg mit der Verheiratung abgebrochen. Sofort nach der Diplomierung war sie als Sommerablösung Abteilungsschwester in der grössten Abteilung des Lindenhofs geworden und von einem Tag auf den andern mitten in schwerer Verantwortung gestanden. Nach kurzem Aufenthalt im Basler Bürgerspital und Krankenhaus Liestal hatte es sie wieder in den Lindenhof gezogen, wo sie bis zu ihrer Verheiratung als Operationsschwester — und zwar schon nach zwei Jahren als erste — bei unzähligen Operationen mitwirkte. Dann legte sie Operationsmantel, Gummihandschuhe, Gesichtsmaske und Instrumente nieder und wurde Hausfrau. «Doch kommt mir meine Ausbildung auch in der Ehe sehr zugute», sagte sie bei unserem Besuch. «Wir Schwestern haben anzugreifen und erkennen gelernt, was zu tun ist. Wir verlieren bei Erkrankung eines Familienmitgliedes oder bei einer Verletzung nicht den Kopf, denn alle die notwendigen Verrichtungen sitzen uns ja in Fleisch und Blut. Bei der Kleinkinderpflege verfügen wir wohl von Anfang an über grössere manuelle Geschicklichkeit als eine andere junge Mutter.» Nebst ihren vielen Pflichten als Gattin, Mutter und Hausfrau hat Frau Elisabeth Haug nicht nur die Organisation der Einführungs-

kurse in die häusliche Krankenpflege im Gebiete unserer Sektion Bern-Mittelland übernommen, sondern selbst schon solche Kurse erteilt.

Für Dr. Haug als unser Zentralsekretär ist noch besonders wichtig, dass er alle die vielen auftauchenden Schwesternfragen mit seiner Frau, die

trachtet wird, gleichgültig, ob nun diese Stütze verheiratet oder ledigen Standes ist.»

Schwester Emma H.s Mann war schon krank gewesen, bevor sie ihn heiratete. Er starb schon nach kurzer Zeit, und Schwester Emma ging in den Pflegeberuf zurück.



Skizze von Margarete Lipps, Zürich

während einer Reihe von Jahren mitten in diesen Problemen gestanden hat, besprechen kann.

Einige Schwestern haben Aerzte geheiratet und sind auch ihnen wertvolle Berufskameradinnen geworden. Schwester Elisabeth Sch.s Mann ist schwer erkrankt und musste sich einer Kur unterziehen, die mehrere Monate dauerte. «Ich durfte meinen Mann begleiten», erzählte sie uns, «und wieder auf meinem Beruf arbeiten, so dass ich mich von meinem kranken Mann nicht trennen musste. Heute macht er eine Umschulung, da weiterhin für seine Zukunft die Höhenluft unerlässlich sein wird. Somit stehe ich jetzt nicht mehr als Hausfrau am Herd, sondern mit beiden Füßen im Krankenpflegeberuf. Ich bin zugleich glückliche Gattin und glückliche Schwester.»

Mit voller Berechtigung und aus eigenem Erleben darf deshalb ihr Mann feststellen: «Es gibt immer wieder Eltern, die dem Wunsche einer Tochter, etwas zu lernen, Widerstand leisten, besonders dann, wenn sie Krankenschwester werden möchte. Es heisst dann gewöhnlich: weshalb Zeit oder Geld verschwenden für eine Berufslehre; das Kind wird ja doch heiraten. Ein vernünftiger Mensch kann sich einer solchen Einstellung nicht anschliessen. Uebrigens fehlt es nicht an Beispielen, wo eine Tochter als diplomierte Krankenschwester im Falle von Krankheiten im Familien- oder Verwandtenkreise geradezu als wichtigste Stütze be-

Schwester Lotti B. fanden wir in einer Baumschule. Wie kommt eine Lindenhofschwester in eine Baumschule? «Ich werde heiraten», klärt uns die schlanke junge Schwester auf, «und bereite mich hier auf meine Pflichten als Hausfrau vor. Zwei Frauen sorgen in diesem Hause für vierzehn Personen, und ich lerne eine Menge, was mir in meinem künftigen ebenfalls grossen Haushalt von beträchtlichem Nutzen sein wird. Dabei werde ich zu manch einer Wunde, einer Erkrankung gerufen, ja, der Meister bringt mir sogar die jungen Säuli, wenn sie verstopft oder sonst mudrig sind, und holt mich in den Stall, um dem Viehdoktor bei der Behandlung der Kühe die nötigen Handreichungen zu tun, mir die Behandlungsweise zu merken und die Pflege zu übernehmen. All das macht mir viel Spass, ich tue es gern und sehe, wie nützlich eine Schwester in einem so grossen Haushalt sein kann. Im Lindenhof musste ich mich mit den lateinischen Bezeichnungen in der Anatomie herumschlagen und hier mit den lateinischen Pflanzennamen, da sich die Fachleute am Telephon bei Pflanzenbestellungen der lateinischen Namen bedienen. Sie sehen, die Berufe greifen ineinander, ob es sich nun um die Pflege von Menschen, von Tieren oder Pflanzen handelt.»

Ab und zu scheidet eine Schwester aus Familiengründen aus dem Berufsleben aus. So musste Schwester Gertrud E. im Frühling 1954 heimkehren, da



Skizze von Margarete Lipps, Zürich.

der Vater schwer erkrankt war. Sie fügt bei: «Im März dieses Jahres starb mein Vater, doch war dieser Schicksalsschlag für meine Mutter so schwer, dass sich ihr Leiden verschlimmerte. Ich kann vorläufig meine Mutter und meinen jüngeren ledigen Bruder nicht allein lassen.»

Beim Betrachten all dieser verschiedenen Lebenswege stellen wir fest, dass sich die Schwestern, die in der Krankenpflege geblieben sind, nach den ersten Sturm-, Drang- und Ausbildungsjahren irgendwo fest niederlassen. Schwester Annette B. bestätigt diese Beobachtung: «Das eigentliche Wanderleben der ersten Jahre ist einem stabileren Posten gewichen, und das ist recht so. Je länger man an einem Orte bleibt, desto mehr verwächst man damit, und ein Weggehen käme einer Entwurzelung gleich.»

Alle Schwestern fanden während der ersten Jahre Gelegenheit, manch ein Spital, manch ein

Krankenhaus kennen zu lernen. Nach und nach begannen sie, die Arbeit in einem kleineren, mehr ländlichen Spital vorzuziehen. Dies geht sehr deutlich aus den Erzählungen der Schwestern des Kurses 84, die also schon seit elf Jahren im Berufsleben stehen, hervor: Zum Beispiel Schwester Ruth:

«Fort aus diesem aufreibenden Betrieb der Universitätsklinik, deren Ansprüchen an Kraft und Einsatz ich nicht gewachsen war... Wie schön war dagegen das Pflegen in der Ruhe eines Landspitals! Da war alles wieder persönlicher, man kannte sich, wusste vom ganzen Haus Bescheid und hatte vor allem Zeit zur Pflege des Patienten.»

Und Schwester Josephine: «So ein kleiner Betrieb hat den Vorteil, vielseitige Arbeit zu bieten, und man fühlt sich als Schwester mehr daheim als in einem Stadt-Spital.»

Auch Schwester Lygia: «Hier gilt die Schwester als Mensch. Jede behält ihre Eigenart, ohne in der Gemeinschaft störend zu wirken.»

Fassen wir kurz zusammen als Ueberblick:

*Kurs 84: 22 Diplomandinnen. Jahr der Diplomierung 1944.* Zehn Schwestern haben geheiratet, eine davon ist Witwe geworden und hat den Pflegeberuf wieder aufgenommen. Mit ihr zusammen stehen elf Schwestern noch im Pflegeberuf, davon zehn in Spitälern und eine in der Gemeindepflege. Zwei Schwestern sind gestorben.

*Kurs 96: 19 Diplomandinnen. Jahr der Diplomierung 1950.* Sechs Schwestern haben geheiratet, eine davon übt den Pflegeberuf wieder aus, da ihr Mann erkrankt ist. Mit ihr zusammen stehen augenblicklich acht Schwestern im Beruf, davon fünf in einem Spital, eine als Nonne in einem Kloster, eine in der Gemeindepflege und eine in einer Arztpraxis. Eine Schwester pflegt die Mutter und führt den Haushalt, eine bereitet sich als Braut in einem Grosshaushalt auf ihre Rolle als Hausfrau vor, vier wirken in Familien, sei es zur Pflege von Kindern, sei es zur Pflege von alten Menschen, und zwar drei im Ausland und eine in der Schweiz; diese vier werden voraussichtlich in die Krankenpflege zurückkehren.

Ist es nicht so, dass einer diplomierten Krankenschwester unzählige Möglichkeiten, ja viele Länder der Welt offen stehen?

**D**ie einseitig männlich-patriarchale Wertsetzung des abendländischen Bewusstseins und das grundsätzliche Nichtwissen um die andersartige weibliche Psychologie hat wesentlich mit zur Krise unserer Zeit beigetragen. Eine Umwertung der Psychologie des Weiblichen und ein tieferes Begreifen seiner Wesensart ist nicht nur für die Erfassung des einzelnen Individuums, sondern auch für die Gesundung des Kollektivs dringend notwendig.

Die Entwicklung des Weiblichen steht, soweit sie nicht wie in der Moderne auch an der des Männlichen teilnimmt, nicht unter den gleichen Gesetzen wie das Männliche. Diese Andersartigkeit des Weiblichen muss neu entdeckt werden, wenn die Frau sich selber begreifen und die einseitige patriarchal-männliche Welt wieder gesunden soll.

Erich Neumann.



Gruppenbild des Lindenhofkurses 96. Von links nach rechts. 1. Reihe vorn: Verena Harder, Anni Stämpfli, Berta Stamm, Elsbeth Portmann, (Name Jehlt), Ruth Walder, Hanni Lindt; 2. Reihe: Eva Scherrer, Marie-Louise Schorrer, Elisabeth Stauffer, Lotti Bill, Gertrud Eberhard, Erika Schori, Margrit Metzger, Marie Blaser, Mina Welti, Bertha Guntli; 3. Reihe: Therese Furer, Elisabeth Schärer, Anni Winter.



Gruppenbild des Lindenhofkurses 84. Von links nach rechts. 1. Reihe unten: Ruth Furer, Elisabeth Sommer, Emma Zitt, Lisa Locher, Marianne Bosshart, Heidi Kleinert; 2. Reihe: Ruth Nacht, Lygia Zellweger, Hedi Sieber, Annette Banderet, Maria Jecklin; 3. Reihe: Josephine Bächtold, Elisabeth Friedrich, Hedwig Füllemann, Dori Hadorn; 4. Reihe: Gertrud Fulda, Hanni Burgherr, Anni Käser, Ruth Bieri; 5. Reihe: Lotti Schwab, Margrit Ott, Madeleine Rytz.